

Für Laibach:  
 Ganzjährig . . . 8 fl. 40 fr.  
 Halbjährig . . . 4 " 20 "  
 Vierteljährig . . . 2 " 10 "  
 Monatlich . . . — " 70 "

Mit der Post:  
 Ganzjährig . . . . . 12 fl.  
 Halbjährig . . . . . 6 "  
 Vierteljährig . . . . . 3 "

Für Zustellung ins Haus  
 Viertelj. 25 fr., monatl. 9 fr.

Einzelne Nummern 6 fr.

# Tagblatt.

Expedition- & Inseraten-  
 Bureau:

Congressplatz Nr. 81 (Buch-  
 handlung von Jgn. v. Klei-  
 mayr & Fed. Bamberg)

Inserationspreise:

Für die einspaltige Petitzeile  
 à 4 fr., bei zweimaliger Ein-  
 schaltung à 7 fr., dreimaliger  
 à 10 fr.  
 Kleine Anzeigen bis 5 Zeilen  
 20 fr.

Bei größeren Inseraten und  
 öfterer Einschaltung entspre-  
 chender Rabatt.

Anonyme Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuscripte nicht zurückgesendet.

Nr. 179.

Samstag, 8. August 1874.

Morgen: Romanus.  
 Montag: Laurentius M.

7. Jahrgang.

## Der ungarische Staat und die Nationalitäten.

(Schluß.)

Die politische Gleichberechtigung in dem Sinn, in welchem der herrschende Stamm dieselbe niemals versteht, in dem aber die emporstrebenden Racen sie stets verstanden haben wollen, ist wohl nirgends schwerer durchzuführen als in Ungarn mit seinen fünf Nationalitäten. Wir halten die strenge Durchführung des Prinzips der Gleichberechtigung für unmöglich, jede Verwaltung, jede Regierung, jede Thätigkeit auf municipalem und parlamentarischem Gebiet wäre im vorhinein unmöglich gemacht. Dies hat auch Bach ganz gut eingesehen, der das Wort Gleichberechtigung stets im Munde geführt und die nationalen Agitatoren heutigen Tages sehen es ebenfalls ein. Bach wollte die deutsche Suprematie begründen und stieß dabei auf den Widerstand aller, selbst der Deutschen. Den zähesten Widerstand in västlicher Beziehung leistete ihm die historisch begründete Suprematie des ungarischen Stammes. Wenn die deutsche aber nicht möglich, so kann für keine andere optiert werden, selbst von den Deutschen, als für die ungarische Suprematie. Das Aufheben derselben auf dem Gebiete der Stephanskronen würde bedeuten die Verwirrung, die Revolution, das Chaos; außer einer ungarischen Politik ist auf diesem Boden jede andere mit dem Stempel der Abenteuerlichkeit behaftet und würde nur zum Ruin und zur gegenseitigen Zerstörung der Nationalitäten führen. Der dislozierenden Elemente, bereit den Staat zu

zersprengen, gibt es dort sehr viele: diesen gegenüber ist das vorzügliche und kräftigste zusammenhaltende Element die geschichtlich begründete, mit ihren Wurzeln sowohl im politischen als im socialen Boden feststehende, ungarische Suprematie. Die ungarische Politik ist die Gewähr der Ordnung, des Friedens, des Bestandes, der stetigen Entwicklung. Geht es mit dem ungarischen Stamm nicht, wie würde es erst mit einem der andern Stämme gehen? Jedes andere Experiment müßte damit anfangen, das, was Jahrhunderte geschaffen, das, ob absolut gut oder nicht, doch eine relative Festigkeit besitzt, über den Haufen zu werfen und auf dem Wege der Umwälzung ein neues Gebilde zu schaffen. Selbst die nationalen Führer müssen einsehen, daß, wenn sie die ungarische Suprematie brechen, sie den ungarischen Staat zerstören, und daß die Sündfluth, die dann hereinbräche, keinem der Völker zwischen der Leitha und dem Ostrande der Karpathen Segen und Wohlfahrt bringen würde. Wenn jene Katastrophe eintreten sollte, auf welche sie ihre Hoffnungen bauen, wo wären sie dann zu finden die homogenen, geistig und materiell zureichenden Elemente, die einen neuen Staat zu bilden fähig, zu einem neuen Gefüge verwendbar wären? Alle die „interessanten“ Nationalitäten im Land und außerhalb desselben sind numerisch nicht bedeutend, politisch nicht schwerwiegend, intellectuall nicht hoch genug gestellt, um die Grundlage eines Gemeinwesens zu bilden, welches nur annähernd dem Reiche der Stephanskronen entspräche. Zudem, wie stünde es erst mit diesen confessionell, national und geographisch

getrennten Stämmen, wenn es sich um die Erreichung eines und desselben positiven Zweckes handeln würde?

Ohne Uebertreibung läßt sich sagen, daß der ungarische Staat einem allgemeinen europäischen Interesse entspricht: direct, weil derselbe relativ geordnete Zustände östlich der Leitha verbürgt; indirect, weil die ungarische Suprematie auch vorzüglich im Interesse Oesterreichs liegt, einer der Schlüsselsteine im Bau der Monarchie ist und die Zertrümmerung der Monarchie heute weder im Interesse der Civilisation liegt, noch des europäischen Gleichgewichts halber gewünscht werden darf. Man gewähre nur zum Beginn den Nationalitäten Ungarns, was diese heute allein zu wünschen vorgeben: den Serben ihre Wojwodschast autonom organisiert, den Rumänen eine Art Klein-Dacien, den Nordslaven ein selbständiges provinzielles Gebiet und bald würden ihre Wünsche und Forderungen weiter gehen, so weit, daß die Erfüllung derselben innerhalb der Grenzen der Monarchie unthunlich wäre. Mit dem Gewähren ihrer ersten Forderungen wäre der ungarische Staat zersprengt; was sie weiters ohne Zweifel anstreben würden — kühn gemacht durch den ersten Erfolg und dem natürlichen Zuge der Stammesgleichheit folgend — wäre der Ruin Oesterreichs. Wer die Absicht hat, Oesterreich zu untergraben, kann nichts Zweckdienlicheres unternehmen, als die Nationalitäten Ungarns gegen den ungarischen Staat zu hegen: diese Minierarbeit verspricht Erfolg. Es dünkt uns dies so evident, daß wir geneigt sind, als Maßstab des Wohlwollens und der

## Fenilleton.

### Die Rache des Indianer-Häuptlings.

Novelle von F. Ewald.

„Sieh dorthin, weiße Taube! Dort liegt deine Wohnung. Sei nicht mehr zornig, daß ich Dich hinwegführe, in meinem Wigwam findest Du mehr Schätze als in denen der Menomones.“  
 Mit diesen Worten ließ der Indianer das schöne Mädchen, welches er den Hügel hinangetragen, auf die Erde nieder. Am Fuße des Hügel sah man ein Indianerlager, bestehend aus etwa einem Duzend von Baumrinden dachartig erbauter Hütten. Jede derselben stand an einen riesigen Baum gelehnt, welcher schützend seine Zweige darüber ausbreitete und vor dem mit Decken verhangenen Eingang lagerten sich in großer Anzahl, in malerischer Unordnung, Männer, Weiber und Kinder.  
 Die Natur hatte die Mutter Erde hier reichlicher ausgestattet als an irgend einem andern Orte, es verlohnte sich wohl der Mühe, von hier aus einen Blick hinabzuwerfen, aber das junge Indianerkind richtete ihr dunkles trauriges Auge nur mit einem

Ausdruck grenzenloser Verachtung auf ihren Begleiter und um ihre Lippen zuckten Zorn und Schmerz.

„Die weiße Taube wird nie freiwillig in dem Wigwam des schwarzen Adlers wohnen,“ sagte sie dann kalt und mit ruhiger Entschlossenheit.

Dann sprang sie plötzlich von dem weichen Rosenteppich auf und gab dadurch ihrem Begleiter Gelegenheit, sie in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern. Und schön war die weiße Taube, schöner als alle ihre Schwestern. Die zierliche Gestalt wurde durch das baumwollene Hemd, nur mit einem Gurt gehalten, noch mehr hervorgehoben, die kleinen Füße bekleideten reizende Moccasins (wildlederne Schuhe), und die Leggings (Samaschen) waren so kunstvoll ausgefranst, daß nur diese kleinen Hände das schwierige Werk vollbracht haben konnten. Jede ihrer Bewegungen war voll Anmuth und Natürlichkeit, doch paßten die Weichheit und Biegsamkeit ihres ganzen Wesens gar schlecht zu dem stolzen Ausdruck ihres feinen Gesichtes und der Blick, womit ihre Augen ihren Begleiter zu durchbohren schienen, war dem einer gereizten Löwin zu vergleichen.

Der Indianer, welcher, obchon nicht mehr jung, doch auch gewiß nicht alt und noch viel weniger

häßlich zu nennen war, erwiederte ihren Blick mit gleicher Ruhe und Entschlossenheit, indem er langsam erwiederte:

„Ich hoffe, die weiße Taube wird klug genug sein, den Frieden der Pawares und Menomones durch ihre Unterwerfung in den Willen des schwarzen Adlers zu besteuern.“

„Niemals!“ rief die Indianerin mit blühenden Augen. „Der schwarze Adler hat die weiße Taube gegen ihren Willen aus dem Neste geholt, sie von allem getrennt, was ihr lieb und theuer war. Der große Geist wird ihr beistehen, sich zu rächen.“

In den schönen, männlichen Zügen des schwarzen Adlers sah man keine Spur von Erregung.

„Wir wollen darüber nicht streiten,“ sagte er dann ruhig, „aber vergiß nicht, der schwarze Adler wird sich rächen, wenn die weiße Taube vergißt, was sie ihm von jetzt an schuldig ist.“

Ehe das Mädchen etwas erwidern konnte, hob der Indianer sie wieder mit leichter Mühe empor und trug sie den Hügel hinab. Sie lag regungslos in seinen Armen, ohne den leisesten Versuch eines Widerstandes, vielleicht hatte sie auch schon das Vergebliche eines solchen einsehen gelernt. In ihren Zügen und den Augen prägte sich die größte

freundschaftlichen Gefinnungen gegen Oesterreich einzig und allein das Verhalten eines Staatsmannes, eines Staats oder selbst nur eines Politikers von europäischer Gesichtswerte gegenüber den Nationalitäten Ungarns zu betrachten.

Staatsgebilde entstehen und vergehen: was im Schoße der Zukunft verborgen, kann der Politiker der Gegenwart nicht anfechten; nicht Oesterreich, nicht der ungarische Staat werden ewig bestehen, noch die Nothwendigkeit ewig vorhanden sein, daß sie bestehen. Heute jedoch ist der ungarische Staat, den die Suprematie des ungarischen Stammes in Ungarn erhält, für den, der ein geordnetes Staatswesen zwischen dem Böhmerwald und dem unteren Laufe der Donau nicht entbehren zu können glaubt, nothwendig in demselben Sinn wie die Suprematie der Nordstaaten über die Südstaaten in Amerika für den, der die Vereinigten Staaten-Republik nicht zerschlagen wissen will; wie es nothwendig ist, daß die Angelsachsen die führende Rolle haben gegenüber den Iren, daß der Norden Italiens — die Piemontesen, Lombarden, Venetianer — eine politische Präponderanz besitze gegenüber dem Süden, wo Neapel wenig verlässlich ist, Sizilien den Gedanken an die völlige Selbstständigkeit nicht aufgegeben hat, wie es schließlich selbst nothwendig ist für jenen, der die orientalische Frage noch nicht gestellt haben möchte, daß die politische Suprematie des türkischen Stammes, des einzigen staatenbildenden Elements in dem Gewirre von Racen im Orient, nicht leichtsinnig untergraben werde.

## Politische Rundschau.

Salzach, 8. August.

**Inland.** Die nöthigen Vorarbeiten für die im nächsten Monate zusammentretenden Landtage werden gegenwärtig von der Regierung dem Abschlusse zugeführt. Vor der Eröffnung der Landtage, zum Theile noch in diesem Monate, werden sämtliche Statthalter nach Wien berufen werden, um bezüglich der Verhandlungen der Landtage mit dem Minister des Innern zu conferieren. Von der Regierung werden, wie verlautet, nur wenige Vorlagen den Landtagen unterbreitet werden, darunter eine Vorlage, betreffend die Organisation des Sanitätsdienstes auf dem Lande, welche bereits das letztmal dem kroatischen Landtage zur Verhandlung vorgelegt, aber bekanntlich abgelehnt wurde.

Die „Bohemia“ erfährt, der Kaiser werde mit der Franz-Josefsbahn nach Pilsen und von da mit der böhmischen Westbahn nach Prag fahren, um die 1872 durch Wolkensbrüche verheerten Gegenden und die seither auf Regierungskosten dort erbauten Wohnhäuser zu besichtigen. Der Kaiser wird in der hradschiner Hofburg absteigen. Der Aufenthalt in

Brandeis ist auf vier Tage berechnet. Die czechischen Blätter melden: „In dem Badeort Hauska bei Brandeis erschien Samstags ein Abgesandter der französischen Botschaft aus Wien und miethete daselbst für den Marschall Mac Mahon sechs Zimmer für die Zeit vom 6 bis 20. September; Marschall Mac Mahon werde mit dem Kaiser in Brandeis zusammentreffen.“

Die Jungczechen haben am 5. d. noch einen Landtagessitz erobert. Beim dritten Wahlgange siegte im Stadtbezirke Deutschbrod der Jungczech Houska über seinen altczechischen Gegner Pittner.

Die ungarische Magnatentafel hat alle in sie gesetzten Hoffnungen getäuscht. Mit einer Geschäftigkeit, die ihresgleichen in der Geschichte dieser parlamentarischen Mumie vergeblich sucht, wird an den vom Abgeordnetenhaus beschlossenen Gesetzen geändert, wodurch einerseits die definitive Schließung des Reichstages wie das Inslebentreten der Wahlnovelle hinausgeschoben werden. Es verlautet mit vieler Bestimmtheit aus Pest, daß die Magnatentafel lediglich aus Rancüne gegen den Minister des Innern die Berathung der Gesetze verzögert. Uebrigens heißt es, daß die Regierung für alle Fälle gerüstet und entschlossen sei, die Vertagung des Parlamentes sofort auszusprechen, wenn das Oberhaus die bisher befolgte Tactik festhält.

Der kroatische Landtag ist am 5. d. von seinem Präsidenten Krešić eröffnet worden. Für die bevorstehende Session sind sehr wichtige Gesetzentwürfe in Vorbereitung. Es sollen ein Volksschul-, ein Sanitäts- und ein Preßgesetz beschlossen. Ferner einige Gesetzentwürfe auf dem Gebiete der Civilprozessordnung durchberathen werden. Auch ein Bankerottgesetz soll zur Vorlage gelangen, welches dem etwas stark erschütterten Credit der kroatischen Geschäftswelt im Auslande durch die Gewährleistung handelsrechtlicher Sicherheit wieder auf die Beine helfen soll.

**Ausland.** Durch die von der „Germania“ mitgetheilte Erklärung der preussischen Bischöfe über ihr Verhalten gegenüber den Staatsgesetzen ist die Kirchenfrage wiederum in den Vordergrund der öffentlichen Discussion gerückt worden. Die „Provinzial-Correspondenz“ führt den Reigen, indem sie von neuem erklärt, daß die Regierung auf dem seither verfolgten Wege auch ferner ohne Schwanken vorzuschreiten und der geistlichen Anmaßung unübersteigliche Schranken setzen werde. Dem halb-officiellen Blatte secundiert die officiöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit der Veröffentlichung eines dem Fürsten Bismarck zugegangenen Arbeiterbriefes, in welchem den Römlingen für jeden gegen den Kanzler gerichteten Mordversuch Repressalien in Aussicht gestellt werden. Das Dr-

gan des Reichskanzleramtes sucht die Publication dieses Briefes durch den Hinweis auf die Consequenzen der Jesuitenmoral und auf die Absichten der Staatsfeinde zu rechtfertigen, welche über Deutschland von neuem das Elend eines dreißigjährigen Krieges heraufbeschwören möchten.

Wie verwegen aber auch die Jesuitenblätter die katholischen Massen zum Religionskriege hegen, so ist doch nicht zu verkennen, daß im ultramontanen Lager die Energie der weltlichen Macht eine tiefe Niedergeschlagenheit hervorgerufen hat. Die in Aussicht stehenden neuen Gesetze über das geistliche Ordenswesen und die Verwaltung des Kirchenvermögens werden nicht verfehlen, die Verwirrung der Clericalen beträchtlich zu steigern. Zwar anscheinend erhebt der Episkopat auch nach der Verhaftung des hartnäckigsten seiner Mitglieder, des Bischofs von Paderborn, trotziger denn je sein Haupt, und auch die bisher versöhnlicheren Kirchenfürsten reden sich in eine immer starrere Reintenz hinein. So soll Bischof Haneberg von Speyer erklärt haben, daß er seine eventuelle Wahl zum Erzbischof von Freiburg nur dann annehmen werde, falls die badische Regierung alle ihre kirchenfeindlichen Gesetze und Verordnungen zurücknehme. Gleichwohl sind die Nachrichten aus Posen, woselbst achtzig Geistliche es abgelehnt haben, sich an dem Adressensturm für das dortige Domcapitel zu theiligen, ein deutliches Symptom, daß der niedere Clerus allgemach vor der Strenge des Gesetzes Respekt zu bekommen anfängt.

Die versäilte National-Versammlung hat sich, nachdem sie das Einnahme- und Ausgabebudget pro 1875 in weniger als einer Woche durchgejagt hatte, von gestern abends bis zum 30. November vertagt. Die Parteien der Linken, welche dem Frieden während der Ferien nicht trauen, haben eine eigene Permanenz-Commission ernannt, welche den Royalisten und Bonapartisten scharf auf die Finger sehen dürfte.

Für die Ferienzeit rüsten sich in Frankreich alle Parteien zum stillen Intriguenkampfe. Die Bonapartisten bearbeiten die Wähler jener Departements, in welchen Deputiertenwahlen vorzunehmen sind, die Legitimisten wollen die Restaurationscampagne wieder aufnehmen und Graf Chambord, der die Wunder von Lourdes erproben will, zur Erleichterung der Verhandlungen nach Frankreich kommen. Die schlaueste Intrigue wird den Orleansisten zugeschrieben, und macht der „Vien Public“ über dieselbe interessante Enthüllungen. Danach soll den intransigenten Legitimisten durch einen abermaligen scheinbaren Fusionsversuch, der mit der Berufung

Fortsetzung in der Beilage.

Ruhe und eine unerschütterliche Entschlossenheit aus. — Am Abend desselben Tages stand die weiße Taube in dem Wigwam des schwarzen Adlers am Feuer und kochte in einem Kessel Fische. Sie trippelte so geschäftig hin und her, als wäre sie mit ganzer Seele bei ihrer Arbeit, aber der finstere, drohende Blick, welchen sie ab und zu auf den jungen Häuptling richtete, bekundete, wie wenig der Körper sie in Anspruch nahm. Haß und Rachsucht spiegelten sich in den schönen, schwarzen Augen, wenn sie sich unbemerkt glaubte, und die kleine Hand ballte sich drohend zusammen.

Hell und prächtig war der Mond am tiefdunkeln Himmel emporgestiegen und goß sein zauberisches Licht auf die verschwiegene Laub- und Baumgruppen.

Todtenstille herrschte ringsumher, kein Blatt regte sich, nur momentan fuhr ein lauer Westwind durch die Bäume und dann war wieder alles still, bis auf das Schreien eines einsamen Nachtvogels.

Plötzlich vernahm man einen leisen, klagenden Ruf, welcher gleich darauf sein Echo fand. Dann raschelte es in den Zweigen des Unterholzes, ein mit Federn geschmücktes Haupt tauchte aus dem

Grün empor, um gleich wieder zu verschwinden und wiederum war's stille, fast noch stiller als vorher, denn weder Wind, noch das Geschrei eines Nachtvogels wurde mehr gehört.

Wie aus der Erde gewachsen, stand jedoch in diesem Augenblick auf der höchsten Spitze des Hügel eine weibliche Gestalt. Sie blickte hinab auf das Thal, wo sich das Lager der Pawares-Indianer befand und ein finsternes Hohnlächeln übersog das schöne Gesicht. Dann eilte sie mit schnellen, flüchtigen Schritten den jenseitigen Abhang hinunter und sank wie erschöpft auf den weichen Rasen unter einem mächtigen Baume nieder.

Sie saß lange, den Kopf in beide Hände gestützt, lauschte sie angestrengt in die Ferne. Alles blieb still. Jetzt stieß sie einen leisen klagenden Ruf aus, ähnlich dem, den man vorhin gehört hatte, und wieder fand er sein Echo in unmittelbarer Nähe. Gleich darauf wurde das Gebüsch auseinandergeschoben und ein junger Mann, ein Weißer, trat daraus hervor.

Mit einem Freudenschrei eilte die Indianerin auf ihn zu.

„Juanita,“ sagte der junge Mann zärtlich, indem er sie in seinen Arm nahm und mit der Hand

über ihr schwarzes, lang herabhängendes Haar fuhr, „Du hast es gewagt, Du hast den Wigwam des Pawares Häuptlings an demselben Tage verlassen, wo Dein Stamm Dich ihm übergeben?“

„Habe ich es Dir nicht gesagt, daß ich es thun würde, habe ich es nicht ihm selbst gesagt, Wolf?“ entgegnete Juanita. „Juanita wird ihren Schwur halten und niemals freiwillig in dem Wigwam des Pawares Häuptlings bleiben.“

Der junge Mann seufzte.

„Man wird dich zwingen, Juanita,“ sagte er traurig.

„Niemals, Wolf, und um Dir das zu sagen, fand ich die Mittel Dich wissen zu lassen, wo wir uns treffen könnten,“ sagte Juanita. „Ich kann nicht bei den Pawares Indianern bleiben, weil ich nicht will. Ich hasse sie mehr als einer meines Stammes sie jemals gehaßt hat. Aber nicht das ist allein, was ich Dir sagen wollte. Ich kann auch nicht zu den Menomones zurückkehren, man würde mich in das kaum abgeschüttelte Joch zurückführen und eine grausame Strafe meiner harren. Du hast mir einst gesagt, Du wollest mich von hier fortführen, weit über das große Wasser. Ich habe darüber nachgedacht, weil ich nicht glaubte, daß die

### Zur Tagesgeschichte.

Der General der Cavallerie Edelsheim-Syulai, welcher sich in Preßburg zur Truppen-Inspection befindet, besuchte das Garnisonsspital auf der Fürstenallee und besichtigte alle Krankensäle. Er kam auch in die Leichenkammer; zufällig lag hier ein todtter Soldat, welcher vorchristlich in den Händen eine Schnur befestigt hatte. Baron Edelsheim frug den Stabsarzt, was diese Schnur zu bedeuten habe; der Stabsarzt erklärte, daß dieselbe dazu diene, um für den Fall, als ein Scheintodter sich wieder bewegen sollte, die mit dieser Schnur in Verbindung stehende Glocke der Wachtstube in Bewegung zu setzen und dem Scheintodten die nöthige Hilfe leisten zu können. Edelsheim verlangte eine Probe. Der Stabsarzt bewegte den Arm der Leiche, alles bleibt ruhig; er bewegte den Arm wieder, es kommt noch immer niemand; unter Angstschweiß zerrt er an der Schnur stärker, aber es erscheint keine Hilfe. Da alles ruhig bleibt, wird eine nähere Untersuchung angestellt und gefunden, daß der Glockenzug abgerissen ist, und zwar nicht erst heute, sondern aus den Merkmalen ist zu entnehmen, daß der Glockenzug wenigstens schon seit zwei Jahren abgerissen sein mußte, aber die Schnur wurde jedem Verstorbenen an den Fingern befestigt. — Gut für Scheintodte!

Wie man spart, das muß man von reichen Leuten lernen, und das Beispiel des verstorbenen Baron Rothschild zeigt, daß da in der That Nichtmillionäre noch vieles zu lernen haben. Um den Stempel zu ersparen, datierte Anselm Rothschild sein Testament von Frankfurt a. M., und die Leiche des Krösus wurde bei ihrer Ankunft laut Mittheilung des „Dr. Irdbbl.“ mittelst Streifwagens vom Bahnhof zur Stadt befördert.

Der Weltpostcongr. Der Zusammentritt des internationalen Postcongresses, schlechtweg „Weltpostcongr.“ genannt, ist nunmehr gefestigt. Er wird am 15. I. M. in Bern zusammengetreten, Oesterreich-Ungarn wird auf demselben vertreten sein. Auch Frankreich, anfangs etwas zurückhaltend — man weiß nicht, ob aus Finanznöthen oder aus Abneigung gegen Deutschland — hat eingesehen, daß es nicht in seinem Interesse liege, sich zu isolieren. Es wird den Congreß beschicken. Ein Vertragssentwurf ist bereits von dem deutschen Reichs-Postdirector Dr. Stephan den betreffenden Regierungen vorgelegt worden. Gleich dem brüsseler Congresse wird auch der berner nur eine Delegiertenversammlung bilden, d. h. er wird zwar abstimmen, aber seine Abstimmungen unterliegen der vorherigen Einwirkung der Regierungen und bedürfen deren nachträglicher Genehmigung, welche auf dem Correspondenzwege eingeholt werden wird, wenn es nicht gelingt, schon vorher auf dem Congresse selbst eine Vereinbarung zu erzielen. Der internationale

Vertrag wird nicht durch den Congreß festgesetzt, sondern formell durch die Bevollmächtigten der Regierungen abgeschlossen werden. Ein solcher Vertrag wird unzweifelhaft zustande kommen, denn diejenigen Regierungen, welche demselben geneigt sind, werden sich durch den Dissens anderer nicht abhalten lassen, sich in betreff der „allgemeinen Erleichterungen“ und der „einheitlichen Transitgebühren-Regelung“ zu verständigen, in der Hoffnung, daß die anderen, belehrt durch den Erfolg, später nachkommen werden.

Ein Lied vom Pfarrer Hautpaler. Im bairischen „Volkblatt“ hat sich ein Barde gefunden, der Hautpaler's Abenteuer in Rissingen für die Jahrmärkte herrichtete, indem er auf die Melodie „zu Mantua in Banden“ die Leidensgeschichte des würdigen Pfarrherrn von Walchsee in Verse brachte. Das neue Lied lautet:

Zu Schweinfurt in der Krone  
Ein schwarzer Pfarrer war,  
Zu Schweinfurt schlug in Banden  
Ihn Bismarck's treue Schaar;  
Denn die verfeßten keinen Scherz,  
Da blutete das gute Herz  
Dem Pfarrer aus Tirol.

Die Hände auf dem Rücken  
Ging er bequem dahin,  
Fürst Bismarck zu erblicken,  
Das stand in seinem Sinn,  
Fürst Bismarck mit dem kahlen Haar,  
Und der noch nie zu sehen war  
Im heil'gen Land Tirol.

Er kam im Volkeswirbel  
Bis an die Kasse vor,  
Bis Bismarck kam gefahren  
Durch's offene Gartenthor.  
Da hört er Schießen und Geschrei  
Und wußte nicht was dieses sei,  
Der Mann vom Land Tirol.

Doch als er kam zurücke  
Nach Schweinfurt ins Hotel,  
Da saßte ihn beim Genick  
Der Kerkermeister schnell,  
Und auch der Commissär von Lux-  
Burg kam mit seinen Acten flugs —  
„Ade mein Land Tirol!“

Und da man seine Bande  
Ihm endlich wieder nimmt,  
Weil man in seiner Mithuld  
Sich gütlich hat gestimmt,  
Da sprach er: „Heut' zum letztenmal  
War ich in Franken an der Saal',  
Ich bleib' im Land Tirol!“

Amerikanisch. Die Yankee's beabsichtigen zur bevorstehenden Ausstellung die Welt mit Wundern zu überrassen und alles bei dergleichen Gelegenheiten Gesehene in den Schatten zu stellen. So erzählt irgend ein amerikanischer Spokvogel folgenden Humbug: Außer der 1000 Fuß hohen Säule, welche errichtet werden soll, um den Besuchern eine grandiose Aussicht zu bieten, wird sich, New-Yorker Blättern zufolge, eine Gesellschaft zur Erbauung eines

Lucien Brun's in das Cabinet eingeleitet würde, die Unmöglichkeit der Thronsetzung Chambord's bewiesen und dann den Anhängern des „Roy“ offen erklärt werden, daß aus der Sachgasse, in welche sie gerathen, es nur zwei Wege gebe: die Organisation des Septennats oder die Auflösung d. h. die Republik. Das Bündnis mit den Legitimisten soll schließlich von der Bedingung abhängig gemacht werden, daß der Herzog von Nemours zum Senats-Präsidenten gewählt würde.

Der Cadet von Woolwich, Prinz Louis Napoleon, soll auf seiner Reise nach Arenenberg Paris passirt, sich dort mehrere Tage aufgehalten und viele Anhänger empfangen haben. Die Polizei, welche von diesem Besuche wußte, hat offenbar im Auftrage der versailer Regierung beide Augen zugebrückt und weder den Sohn Louis Napoleon's noch jene Zusammenkünfte der bonapartistischen Führer, welche durch die Anwesenheit des Prinzen in Paris veranlaßt wurden, bemerkt. „Le fruit sec de Woolwich“, wie gegenwärtig der Spitzname des jungen Bonaparte lautet, ist übrigens — wie der „Siedle“ meldet — bei den letzten Prüfungen abermals durchgefallen, und während seine sämtlichen Kameraden zu Artillerie- oder Genie-Unterleutenanten ernannt wurden, ist der Erbe von Sedan und Waterloo leer ausgegangen.

Die Belobungen und die Unterstützungen, welche die royalistische Presse Frankreichs den Carlisten angedeihen läßt, veranlaßt „Vien Public“, das Wort Pascal's: „Wahrheit jenseits der Pyrenäen, Irrthum diesseits“, zu wiederholen. Denn, sagt das Thiers'sche Organ, wenn es wahr ist, daß die Scheußlichkeiten der im Sold von Don Carlos stehenden Banditen von einem höheren Principe und einem heiligen Rechte ausgehen, die sie rechtfertigen, warum greifen die französischen Royalisten, die sich auf dasselbe Recht und dasselbe Princip berufen, nicht zu denselben Mitteln, um ihrer Sache den Triumph zu sichern? Die Bourbonen von Frankreich wie die Bourbonen von Spanien schreiben sich dieselben Anrechte auf den Thron ihrer Väter zu. „Meine Geburt macht mich zum Könige“, sagte uns neulich Herr Graf von Chambord. Warum zögert er, dem Beispiel seines tapfern Vaters zu folgen? Die Carlisten, sagt Ihr, ehren die monarchische Partei, indem sie mit bewaffneter Hand gegen die Regierung des Marschalls Serrano kämpfen. Wie soll man die Haltung der Getreuen des Grafen von Chambord nennen, welche den Marschall Mac Mahon mit Blumen überstreuen und sich damit begnügen, über die unheilvollen Folgen des Septenniums zu jammern?“

Weissen milde und gut gegen rothe Menschen sein könnten. Jetzt weiß ich es und bitte Dich, mich fortzuführen, ich gehe mit Dir, wohin du willst.“

Während Juanita sprach, war in Wolfs Jügen eine große Veränderung vorgegangen.

Es gab eine Zeit, wo der junge Mann das schöne Indianerkind so liebte, daß er im Stande gewesen wäre, jedes Hindernis zu überwinden, Juanita zu seinem Weibe zu machen, aber da sie seinen gutgemeinten Vorschlag mit Lachen von sich gewiesen, so gelangte er gar bald zu der Ansicht, daß die Indianerin mehr Klugheit habe als er selber. War es aber möglich, daß die Tochter der Wildnis jemals die Bildung erreichen konnte, die doch unumgänglich notwendig, um sie in jene Kreise einführen zu können, worin er selbst sich bewegte? Liebt er sie überhaupt auch so stark, daß er allen Spott, der ihn an ihrer Seite erwartete, ertragen konnte ohne Murren?

Wolf mußte alle diese Fragen verneinen.

Sie hatten bis jetzt ein Leben wie glückliche, sorglos spielende Kinder geführt. Er besuchte oft das Lager der Menomones und war ein gern-gesehener Gast bei allen. War er es doch, der Gin,

Cigarren, bunte Bänder, Perlen und Spielsachen mitbrachte, wovon Juanita, die Tochter des Häuptlings, stets das Beste und Schönste erhielt.

Da war es eines Tages anders geworden.

Der Häuptling der Pawares, der schwarze Adler, war in den Wigwam des Menomones-Häuptlings gekommen und hatte die schöne Tochter gesehen.

Er beschloß sie als seine Squaw in seinen Wigwam zu führen. Die Verhandlungen, die er mit ihrem Vater darüber führte, dauerten nicht lange.

So sehr sich Juanita auch sträubte, sie mußte sich doch scheinbar fügen und ihm in seinen Wigwam folgen, wollte sie nicht die härtesten Strafen erdulden.

Wolf war außer sich vor Schmerz und Betrübnis, aber er konnte Juanita nicht zurückhalten, er hätte sie dann zu seinem Weibe machen müssen, wozu ihm der Muth fehlte. Jetzt sprach sie selbst das Wort aus, wovor er zurückbebt und nicht gleich die rechten Worte fand, um seine Liebe zu gestehen, ebenso wenig wie er sie so tief kränken wollte, ihr zu sagen, daß er das Beginnen nicht begreife.

„Nun?“ fragte Juanita nach einer längeren

Pause, und ihre Stimme verbarg nicht die Bestürzung, in welche Wolfs Schweigen sie versetzt hatte.

„Du erwidertest mir nichts auf meine Frage?“

„Ich bin erstaunt, überrascht, Juanita“, sagte Wolf, das Mädchen fester an sich ziehend. „Denke, wie du einst meinen dringenden Wunsch belacht und verspottet!“

„Damals“, entgegnete Juanita träumerisch, „ja, damals war alles schön. Der schwarze Adler hatte noch nicht seine Fänge ausgebreitet, um mich fortzuschleppen. Damals konnte ich darüber lachen, aber jetzt gibt es für mich keine Rettung mehr. Doch nun sehe ich es Dir an, jetzt willst Du nicht mehr, weil Deine Liebe für Juanita dahin.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Wolf umschlang sie, von Mitleid und Liebe bewegt.

„Juanita, sieh mich an, sieh, ob ich Dich liebe!“ rief er aus. „Es war nur die Ueberraschung, die mich zögern ließ. Ich will mit Dir fliehen, jetzt gleich, wenn Du mit mir willst.“

Was Wolf da sagte, war keine Lüge. Er hätte Juanita fortgeführt, trotz der drohenden Gefahr, trotzdem er nicht wußte wohin.

Monstre-Hotels bilden. Dasselbe soll eine englische Meile lang, und 24 Stoc hoch werden und 10,000 Zimmer enthalten. Das Hotel wird gänzlich ohne Treppen sein. Gänge werden mittelst Elevatoren nach den betreffenden Stockwerken befördert; auf dieselbe Weise nehmen Speisen und Getränke z. ihren Weg in die Höhe. In den Zimmern sind Sprachröhre angebracht, wodurch die Befehle an die betreffenden Abtheilungen gegeben werden. Setzen wir den Fall, der Herr auf 9999 wünscht ein Glas Eiswasser, so spricht er diesen Wunsch ganz einfach in das Sprachrohr: im Nu erhebt sich ein im Zimmer angebrachter falscher Boden und das Gewünschte steht vor ihm. Ferner ist eine mechanische Vorrichtung in Form eines eisernen Mannes zum Rasieren und Haarschneiden angebracht. Man setzt sich zu diesem Zweck vor das betreffende Gestell, dreht an einem dazu angebrachten Mechanismus und wird augenblicklich barbirt. Post- und Telegraphenstationen sind selbstverständlich. Der Verkehr in den verschiedenen Stockwerken wird mittelst Pferdebahnen bewerkstelligt. Der Speisesaal ist eine englische Meile lang. Die Tafel faßt 25,000 Gäste, welche von 500 Kellnern zu Pferde bedient werden, und wird bei Beginn der table d'hôte anstatt zu klingeln, eine Salve aus 24-Pfündern gegeben. Da die Amerikaner infolge des Tabakkausens viel ausspucken, so sind in der Entfernung von je 100 Schritten große Spucknapfe von 20 Fuß Durchmesser angebracht, welche durch eine Patentdampfpumpe gereinigt werden.

### Local- und Provinzial-Angelegenheiten

(Ein jugendlicher Mörder.) Am 3. und 4. August fand vor dem laibacher Schwurgerichte die Verhandlung gegen Anton Cerne wegen des Verbrechens des Mordes und des Diebstahles und gegen Maria Cerne, seine Mutter, und Agnes Paulin wegen Verbrechens der Diebstahlsheilnahme statt. Am 4. Jänner um 8 Uhr abends kamen die Burschen Martin Paulin und Franz Jurkovič aus Winnewach (Bez. Littai) ins Haus der Witwe Maria Cerne, bei welcher Paulin seit der ersten Adventwoche v. J. gewöhnlich wohnte und zuerst mit der Mutter, dann mit ihrer Tochter Aloisia ein näheres Verhältnis unterhielt. Paulin brachte ein Seitel Brantwein und um zwei Groschen Brod mit und hieß den Jurkovič sich zum Tische setzen und trinken. Der Sohn des Hauses Anton Cerne und Paulin gingen alsbald zur Nachbarin Maria Japandč Schnops trinken, indem sie den schon stark betrunkenen Jurkovič zurückließen. Mit ihnen geht auch die Witwe Cerne mit ihren drei Töchtern Aloisia, Maria und Agnes und es werden nun in Gesellschaft weitere 5 Seitel Schnops getrunken. Schon hier gerathen Paulin und Anton Cerne etwas in Streit, und ersterer sagt dem Cerne ins Gesicht, daß er „ihn und noch zwei solche nicht fürchte.“ Nach-

dem Paulin die Beche bezahlt, kehrt die Gesellschaft wieder ins Haus der Cerne zurück, Paulin setzt sich hinter den Ofen zur Aloisia Cerne, die er wiederholt vor aller Augen umarmt. Die Mutter, darob erbost, befiehlt der Tochter sich zu entfernen; es entspinnt sich ein Streit zwischen Paulin und der Witwe Cerne, in den sich auch der Sohn mischt, indem er der Schwester mit dem Stocke droht, wenn sie nicht gleich von Paulin weggehe; auch dem Paulin gebietet er auf der Stelle das Haus zu verlassen, wo er kein Recht habe zu lärmern und aufzubegehren. Paulin geht mit dem Messer in der Hand auf den Cerne los, schreit: „Per moj' duš', kaj boš ti žlandra, če bi še trije taki prisli, kakor si ti, pa se jih ne bojim — und stößt mit dem Messer gegen Cerne, ohne ihn jedoch zu verletzen. Als nun Paulin noch einmal zur Aloisia zurückkehrt und sie wieder mit beiden Armen umfängt, stürzt sich Cerne auf ihn, packt ihn mit den Armen am Halse und schleudert ihn vom Ofen gegen den Tisch, wo er ihm die Pistole wegnimmt, die er bei sich hatte. Dann wirft er ihn rücklings auf die Bank und fängt ihn an zu würgen. Paulin zieht noch einmal das Messer, um sich zu wehren, aber Maria Cerne und Agnes Paulin entwenden ihm daselbe. Längere Zeit hielt ihn Cerne so an der Gurgel und würgte ihn, bis Paulin das Bewußtsein verlor, dann warf er ihn von der Bank auf den Boden und schlug bald mit einem Handbeil, bald mit einem schweren eisernen Spaltkeil wohl zwanzigmal auf das Haupt des daliegenden los. Endlich packte er den Regungslosen bei den Füßen und schleifte ihn, indem der Kopf auf den Boden aufschlug, bei 90 Klafter weit auf eine Wiese, und als er noch Lebenszeichen von sich gab, bearbeitete er seinen Kopf neuerdings unter größlicher Flächen und Verwünschungen mit dem Beile, so daß man die Schläge weit hin in die Nachbarschaft hörte. Schließlich warf er den Leichnam in einen Graben, wo ihn später die Gerichtskommission auffand. Dann begab sich Cerne zum Nachbarhaus, rühtete sich daselbst, den Paulin mit dem Beile und dem Eisenteile so zugerichtet zu haben, „wie man einer Ratter den Kopf zerquetscht.“ Vor dem Schwurgericht gesteht er, den Paulin auf den Kopf geschlagen zu haben, will aber nicht die Absicht gehabt haben, ihn umzubringen. Der Angeklagte ist ferner geständig, im Vereine mit dem Erschlagenen mehrere Diebstähle verübt zu haben. Charakteristisch für den Leumund des Ermordeten ist ferner die Beteuerung mehrerer Zeugen, der Cerne habe recht gehan, den Paulin zu erschlagen, denn er sei ein gewaltthätiger Bursche gewesen, vor dem sich alle Welt gefürchtet habe. Ein Zeuge sagt: „Wenn nicht der Cerne den Paulin erschlagen hätte, wäre er selbst von ihm erschlagen worden.“ Anton Cerne wurde wegen des Verbrechens des Todtschlages und Diebstahls nur zu zehn Jahren schweren Kerkers, verschärft durch einen Fasttag jeden

Monat, verurtheilt, denn wegen seiner Jugend — er ist noch nicht zwanzig Jahre alt — konnte er gesetzlich nicht zum Tode verurtheilt werden. Maria Cerne und Agnes Paulin, die Mutter des Erschlagenen, wurden wegen Diebstahlsheilnahme jede zu zwei Monaten Kerker verurtheilt.

(† Herr Gustav Lahn), der durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Laibach vielseitig bekannte und geschätzte Oberinspector der Südbahn ist am 6ten d. M. in Triest einer kurzen Krankheit erlegen.

(Zur Regelung der Stolagegebühren.) Eine Stimme vom Lande, unverkennbar die Stimme eines Seelsorgers, plaidirt in der „Voh.“ für die gänzliche Aufhebung der Stolagegebühren. „Das Eingeben der Stolagegebühren — so sagt jene Stimme — ist für den Geistlichen und für dessen Stand geradezu beschämend, um nicht zu sagen erniedrigend. Muß den Seelsorger, der in Wirklichkeit ein geistlicher Vater seiner Pfarrkinder ist, der ihr Wohl und Wehe theilnahmenvoll wie sein eigenes fühlt und trägt, nicht ein beschämendes Gefühl beschleichen, wenn er erwägt, daß er bezüglich seines Lebensunterhaltes mitunter auf die betrübendsten Ereignisse seiner Pfarrkinder angewiesen ist! Ist es nicht drückend und beschämend für ihn, daß seine bessere materielle Existenz durch recht viele Todesfälle in seiner Pfarrgemeinde bedingt sein soll! Mit welchem Gefühle soll er dem vom Grabe eines theueren Verbliebenen im herbsten Schmerz vor ihm zur Zahlung erscheinenden Angehörigen die Stolagegebühren berechnen und abverlangen! Und doch muß er es, wenn auch mit blutendem Herzen, wenn auch noch so rückwärtsvoll und human thut, denn die Stolagegebühr bildet ja einen Theil seines Einkommens, und er bedarf ihrer zu seinem Lebensunterhalte. Hinweg mit der Stolagegebühr auch noch aus einem anderen Grunde. Sie ist die Ursache, daß die unter den Lebenden bestandene Ungleichheit auch noch auf die Todten und deren Begräbnis übertragen wird, was der Fall nicht sein sollte. Hier stirbt ein Bemittelter. Er wird mit Pomp und Luxus begraben. Bei seinem Leichenbegängnisse geben alle Glocken ihr Geläute, es wird Requiem gehalten, die prächtigsten Ornate werden hervorgeführt, das Salve regina und viele andere, im Rituale vorkommenden Gebete werden verrichtet u. s. w. Dort hingegen trägt man einen Armen unter den kaum hörbaren Tönen des kleinsten Glöckchens zur letzten Ruhestätte, kein Messopfer wird für ihn dargebracht, die kirchlichen Gebete werden auf ein Minimum beschränkt. Hinweg mit den Stolagegebühren! und der Seelsorger, der mit seiner Existenz an dieselben nicht angewiesen, sondern standesgemäß besoldet sein wird, wird den Armen wie den Reichen, den Niedrigen wie den Hohen gleichmäßig das letzte Geleite zu geben, einen wie den andern nach dem gleichen Ritus zur Erde zu bestatten in der Lage sein.

(Acclimatization des Seidenspinners Yama-maju.) Herr J. Mach schreibt der „Neuen freien Presse“ aus Slatenegg bei Rudolfswerth in Krain: Der japanische Seidenspinner der Eiche (B. Yama-maju) wurde vom Jahre 1866 bis 1872 hier gezüchtet, die letzten Jahre in großer Anzahl im freien Eichenwalde. Im Jahre 1872 wurde die Zucht aus den Thalwäldungen auf eine mit Eichengebüsch bewachsene Berghöhe verlegt, um den schädlichen beinahe alljährlich wiederkehrenden Maisfrösten zu entgehen. Die Zucht gedieh auch dort, bis im Juni eine tropische Hitze von + 35° Reaumur an der Sonne eintrat, die Raupe in dem stark entblätterten Gebüsch wenig Deckung fand und anfang, gelblich zu werden. Die ganze Zucht wurde schnell in das schattige Thal herabgetragen; allein es war zu spät. In wenigen Tagen starben die Raupen aus. Alle Mühe im vorigen Jahre und heuer, frische Grains irgendwo zu erhalten, war vergeblich.

Am 15. v. M. trat ein gewesener Raupenwärtler bei mir ein und überreichte mir auf einem Weibchenzweige eine fast spinntreife, schöne Yama-maju-Raupe. Bei meinem Erstaunen und Fragen erzählte er: in Gschäften wäre er durch meinen Wald gefahren, hätte am Wege die ihm wohlbekanntesten Raupen-Excremente gesehen und beim Anblicke auf den

Juanita selbst war es, die ihm abrieth. „Nein, nicht jetzt, nicht in dieser Stunde, Wolf. Sage mir, wann Du wiederkehrst hier an diesen Platz, ich werde mich dann bereit halten, Dir zu folgen. Der große Geist wird mich in seinen Schutz nehmen, damit ich meinen Peinigern entkomme.“

Wolf dachte nach. „Wenn der Mond voll geworden ist, Juanita. Bis dahin habe ich meine Vorbereitungen getroffen“, entgegnete er nach kurzem Besinnen; hoffte er doch, bis zu dieser Zeit für die Indianerin ein passendes Unterkommen gefunden zu haben. Das Weitere würde sich dann finden.

„Das ist lange“, seufzte Juanita, „noch steht der Mond nicht bis zur Hälfte und ich bin in den Händen meiner erbittertesten Feinde. Aber ich will Geduld haben und ruhig sein, ich will warten, bis ich erlöst werde.“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und ihr Haar legte sich schmeichelnd um seinen Arm. Er presste sie fester und fester an sich und fühlte auch wieder den Muth in sich, für Juanita zu sorgen.

„Habe Geduld, Geliebte, ich komme um dieselbe Stunde wie heute,“ flüsterte er zärtlich. „Halte

Dich dann bereit, sei aber vorsichtig und errege nicht die Aufmerksamkeit deiner Feinde. Nun lebe wohl, wir müssen scheiden.“

Noch einmal schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, dann trennten sie sich.

Raum hatten Beide ahnungslos die Stelle verlassen, da tauchte plötzlich geisterhaft ein Antlitz auf, eine häßliche, teuflische Frage. Lautlos, wie ein Gespenst, folgte es der schnell den Hügel hinaneilenden Juanita.

Die Farm des Anstieblers Lobermann war eine der schönsten und ansehnlichsten weit und breit, obwohl sie dem Gebiete und Jagdrevier der verdrängten Indianer ziemlich nahe lag, und deshalb mochte sie wohl weniger den Neid und die Misgunst der anderen Farmer erregen.

Lobermanns Farm war wiederholt von den heimtückischen Indianern heimgesucht. Doch war es dem Sohne, Wolf, gelungen, sich mit den Rothhäuten auf etwas freundschaftlicheren Fuß zu stellen, und von da an hatte der alte Lobermann nie mehr, wie früher, den Tag verwünscht, an welchem er sein deutsches Vaterland verlassen.

(Fortsetzung folgt.)



(Ex originali.)

# Correspondenz

von  
**Dr. Vetterini,**

1. Schiffszarzt erster Klasse in Ancona.

**Wie sich das Popp'sche Anatherin-Mundwasser im Scorbut bei den Schiffskenten als ein treffliches Heilmittel bewährte.**

Ancona, 3. Februar 1872.

Infolge einer schon durch sechs Wochen anhaltenden nebeligen und rauhen Witterung trat der Scorbut sehr stark bei unserer Schiffsmannschaft auf, und war das Uebel um so bedenklicher, da unsere hier üblichen Mittel in vielen Fällen den Dienst verlagten. Herr Dr. Veittel aus der wiener Hochschule, der jetzt als Schiffszarzt hier bedienstet ist, machte mich auf die Heilwirkung des Popp'schen Anatherin-Mundwassers im Scorbut aufmerksam, und ich hatte in der peinlichen Lage, in welcher ich mich befand, nichts eiligeres zu thun, als von Triefzahn Flaschen bringen zu lassen.

Ich gestehe es nun offen, daß ich dem Herrn Dr. Veittel für seine Mittheilung, sowie dem Herrn J. G. Popp, 1. I. Hofzahnarzt in Wien, Stadt, Vognergasse Nr. 2, sehr zum Danke verpflichtet bin. Das Anatherin-Mundwasser bewährte seine Heilkraft gegen Scorbut herrlich; wir zählten von 28 Kranken 21 Genesende. Leider ist das Popp'sche Anatherin-Mundwasser seines hohen Preises halber uns zum Dispensieren nicht gestattet, doch habe ich in dem abgefaßten Berichte an die Sanitäts-Direction selbst in besagtem Uebel als sehr heilkräftig hervorgehoben.

**Dr. Vetterini,**

1. Schiffszarzt erster Klasse.

(8-3)

Zu haben in Laibach bei Petriciö & Pirker, A. Krisper, Jos. Karinger, Ed. Mahr, F. M. Schmitt und E. Birschitz, Apotheker; in Adelsberg bei J. Kupferschmidt, Apotheker; in Bischofsack bei C. Fabiani, Apotheker; in Gottschee bei J. Braune, Apotheker; in Udria in der k. k. Werksapotheke; in Littai bei K. Mühlwenzel, Apotheker; in Rudolfswerth bei J. Bergmann, Apotheker, und D. Rizzoli, Apotheker; in Radmannsdorf in der Apotheke von Salloch's Witwe; in Krainburg bei F. Krisper und Seb. Schanig, Apotheker; in Bleiburg bei Herbst, Apotheker; in Warasdin bei Halter, Apotheker; in Gurksfeld bei Fried. Bömches, Apotheker; in Stein bei Jahn, Apotheker; in Wippach bei Anton Deperis, Apotheker; in Görz bei Pontoni, Apotheker, und J. Keller; in Wartenberg bei F. Gädler.

# Im Café Schweizerhaus

guter Kaffee, feinste Chokolade, frisches Bier, Wein und kalte Küche zu allen Tageszeiten. (460a-2)

## Agenten-Gesuch.

Eine mit größerem Grundkapitale ausgerüstete, durch die k. k. Staatsregierung allerhöchst concessionierte

## Allgemeine Leichenkasse

die dem Publicum besondere Vortheile bietet und schon circa 15,000 Mitglieder zählt, beabsichtigt in allen geeigneten Orten Oesterreichs Filialen oder Agenturen zu errichten und beliebigen Bewerber um solche ihre Offerte mit Angabe von Referenzen unter **L. 8148** bei der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** in **Wien**, Seilerstätte 2, einzureichen. (465-2)

## Die Wechselstube des Rudolf Fluck,

Graz, Sackstraße Nr. 4, wird hiermit zur Besorgung aller in das Wechselgeschäft einschlagenden Aufträge bestens empfohlen. (462-4)

## Kostort

für einen Realschüler der 2ten Klasse für das Schuljahr 1874/75 wird gesucht. Strenge Hausordnung und gewissenhafte Ueberwachung des Lernenden wird gefordert.

Sehr erwünscht wäre, wenn der Knabe allein oder höchstens noch mit einem Collegen gleicher Klasse untergebracht werden könnte.

Auch ein Instructor für diesen Schüler wird gesucht.

Anträge übernimmt aus Gefälligkeit d. Redaction dieses Blattes. (466-2)

# Theater=Voge

zu verkaufen.

Die Hälfte der laibacher Theaterloge Nr. 9, den G. Heimann'schen Erben gehörig, wird um 800 fl. zu verkaufen gesucht. Anträge übernimmt aus Gefälligkeit Herr **Ludwig Wallenko**, Hauptplatz Nr. 7. (468-1)

## Villa Roseneck

täglich früh und abends feinsten Kaffee, gute Chokolade, vorzügliches Köstler-Bier, traminer Wein, frische Butter und Käse, schmackhafter Schinken. (460b-2)

## Bettflaumen & Federn

stets vorrätzig bei (459-2)

**Albert Trinker**  
in der Sternallee.



**MEYERS  
KONVERSATIONS  
LEXIKON**

Subskriptions-Einladung auf die  
**Dritte Auflage**  
mit  
**360 Bildertafeln und Karten.**

**Heftausgabe:**  
240 wöchentliche Lieferungen à 5 Egr. oder 30 kr. ö. W.

**Bandausgabe:**  
30 broch. Halbbände à 1 Thlr. 10 Egr. „ fl. 2-40 „  
15 Leinwandbände . . . à 3 - 5 - „ fl. 5-70 „  
15 Halbfraumbände . . . à 3 - 10 - „ fl. 6-— „

**Bibliographisches Institut**  
in Hildburghausen.

**Probe-Heft** zur geneigten Einsichtnahme stehen gerne zu Diensten.

Zur Abonnements-Entgegennahme empfiehlt sich  
**Ign. v. Kleinmayr & F. Bamberg's**  
Buchhandlung  
n Laibach.

## Filiale der Steierm. Escomptebank in Laibach.

Die gefertigte Anstalt übernimmt

### Gelder zur Verzinsung

unter folgenden Bedingungen:

#### a) Im Giro-Conto gegen Einlags- und Cheques-Büchel,

wo jeder beliebige Betrag von 5 fl. aufwärts eingelegt und bis zum Betrage von 3000 fl. behoben werden kann, und zwar

5 % ohne Kündigung,

mit 5 1/2 % gegen 15tägige Kündigung in beliebigen Beträgen;

mit 6 % gegen 90tägige Kündigung in beliebigen Beträgen.

#### b) Gegen Kassen-Scheine, auf Namen oder Ueberbringer lautend,

mit 4 1/2 % ohne Kündigung,

mit 5 1/2 % gegen 30tägige Kündigung.

Die Einlagen im Giro-Conto gegen Büchel und die im Umlauf befindlichen Kassen-Scheine genießen diese Verzinsung vom 1. Juli 1873 an.

Die Filiale der Steiermärkischen Escompte-Bank escomptiert ferner **Platzwechsel und Domizile** bis 150 Tage Laufzeit auf **Graz, Wien, Triest, Klagenfurt** und sonstige inländische Plätze, wofür sich daselbst eine Bank oder Bankfiliale befindet, — sie befolgt den commissionsweisen Ein- und Verkauf aller Gattungen Werthpapiere und Effecten zum jeweiligen Course gegen billigste Provision, — übernimmt zum Incasso Wechsel und Anweisungen auf in- und ausländische Plätze. (248-17)

Der selbständige **Credit-Verein** der Anstalt gewährt Credite nach den statutenmäßigen Bestimmungen.\*

## Filiale der Steierm. Escompte-Bank in Laibach.

\* Auszüge aus den Statuten sowie Gesuchsblanquette werden auf mündliches oder schriftliches Begehren im Bureau der Anstalt gratis verabfolgt.

## Kundmachung.

Nachdem die k. k. priv. wechselseitige Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Graz nunmehr auch bewegliche Sachen aller Art gegen Brandschaden versichert, so beehrt sich die unterzeichnete Direction bei dem Eintritte der Erntezeit, die p. t. Herren Landwirthe auf die Versicherung der Feld- und Wiesenfrüchte gegen Feuerschaden besonders aufmerksam zu machen.

Versicherungs-Anträge werden in der Directionskanzlei in Graz, Sackstraße Nr. 20, bei der Repräsentanz in Klagenfurt und Laibach, sowie bei den Districts-Commissariaten entgegengenommen und daselbst auch alle geschäftlichen Auskünfte bereitwilligst erteilt.

Direction der wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Graz. (461-2)

## Weil's Dreschmaschinen

haben sich unter vielen bekannten Systemen als die besten erwiesen, denn sie bedürfen geringer Zugkraft, leisten am meisten, sind die einfachsten und die billigsten, zerklagen nie ein Körnchen und lassen keines in den Aehren.

Man drischt mit der Handdreschmaschine pr. Stunde 200—300 Pfd. Körner. Dieselbe kostet 130 fl.

Man drischt mit der zweispännigen Gopeldreschmaschine pr. Stunde 400—500 Pfd. Körner. Dieselbe kostet 375 fl.

Lieferung geschieht franco. — Garantie 2 Jahre. — Probezeit 14 Tage. — Nähere Auskunft erteilt auf briefliche Anfrage

**Moriz Weil jun.,**

Maschinen-Fabrik in Frankfurt a. M.

Einferdig.

Zweiferdig.

## Handdreschmaschinen.

Berleger und für die Redaction verantwortlich: Ottomar Bamberg.